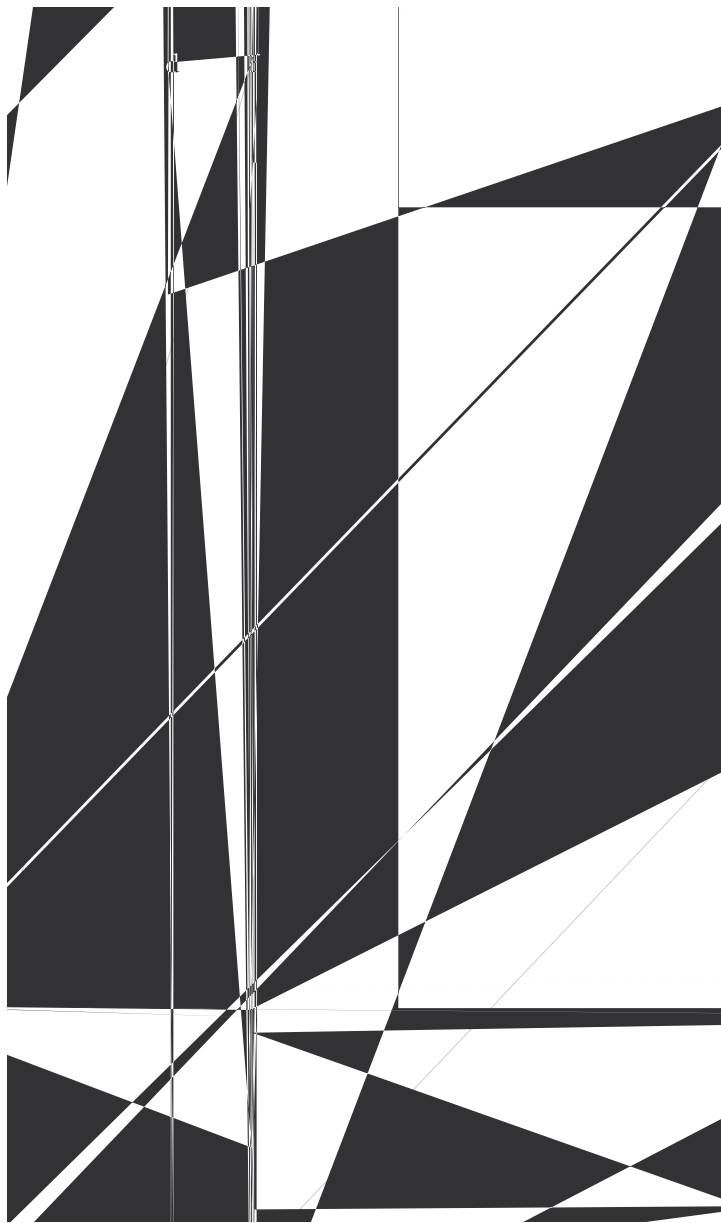


Ingeborg Engelhardt  
Hexen in der Stad



Ingeborg Engelhardt

# Hexen in der Stadt

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell  
unter [www.dtv.de/lehrer](http://www.dtv.de/lehrer) zum kostenlosen Download.

Das gesamte lieferbare Programm  
von dtv junior und viele andere Informationen  
finden sich unter [www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Ungekürzte Ausgabe  
31. Auflage 2012  
1975 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 1971 Middelhaue/Verlagsgruppe Beltz,  
Weinheim  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Tilman Michalski  
Gesetzt aus der Garamond Monotype 11/12,5'  
(Diacos, Barco Optics 300 Q)  
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-07196-3

*Ich will nun etwas sagen, das alle hören sollen, die Ohren haben zu hören. Man erfinde absichtlich irgendein grässliches Verbrechen, von dem das Volk Schaden befürchtet. Man verbreite ein Gerücht darüber und lasse die Gerichte dagegen einschreiten mit denselben Mitteln, wie sie jetzt gegen das Hexenwesen angewandt werden. Ich verspreche, dass ich mich der allerhöchsten Obrigkeit stellen und lebend ins Feuer geworfen werden will, wenn es nach kurzer Zeit in Deutschland nicht ebenso viele dieses Verbrechens Schuldige geben sollte, wie es jetzt der Magie Schuldige gibt.*

*Friedrich von Spee  
›Cautio criminalis‹ 1631*



## Einführung

Hexenprozesse von der Art, wie sie in diesem Buch geschildert werden, gab es im Mittelalter noch nicht. Sie kamen seltsamerweise erst zu Beginn der Neuzeit auf, steigerten sich an Umfang und Furchtbarkeit und erreichten ihren Höhepunkt im 17. Jahrhundert. Zur gleichen Zeit entwickelte sich die moderne Naturwissenschaft, lehrte die Aufklärung die Menschen eine ganz neue Art zu denken. Wie war ein solcher Zwiespalt möglich?

Von alters her hatte man in Europa, wie überall in der Welt, an Hexen geglaubt und ihre Künste ebenso gefürchtet wie gesucht. Bestraft aber wurden sie nur dann, wenn sie vermeintlich Schaden angerichtet hatten, und auch dann oft noch milde. So war es im »finsternen Mittelalter« gewesen. Im Morgengrauen der Neuzeit änderte sich das plötzlich.

Eine der Ursachen war, dass im Jahre 1487 mit Hilfe der eben erfundenen Buchdruckerkunst der »*Malleus maleficarum*« veröffentlicht wurde, der berüchtigte »*Hexenhammer*«, den zwei deutsche Dominikaner als Anleitung zur Ausrottung des Hexengesindels verfasst hatten. Es war das Machwerk einer wahnsinnigen Fantasie, die den ganzen Gräuel des Hexenwesens und der Hexenverfolgungen eigentlich erst schuf, indem sie verworrene Vorstellungen

finstersten Aberglaubens in eine Art von System brachte. Dennoch hat das Buch zweieinhalb Jahrhunderte lang seine unheilvolle Wirkung, auch auf kluge, gebildete Männer, ausgeübt und Massenprozesse von nie gekanntem Ausmaß hervorgerufen. Diese Wirkung wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht hinter dem Hexenaberglauben eine noch viel größere Angst die Menschen jener Zeit gejagt hätte. Sie entsprang einer tiefen Unsicherheit gegenüber der verwandelten, in geistiger wie in geographischer Hinsicht neu erforschten, neu gesehenen Welt. Alles, was dumpf und dunkel, nicht erst seit dem Mittelalter, sondern schon von Urzeiten her im Grund der menschlichen Seele lebte, lehnte sich auf gegen das allzu helle Licht der anbrechenden Neuzeit. Noch lange blieb der Mut der wenigen vergeblich, die sich, oft unter Einsatz ihres Lebens, dem Massenwahn entgegenstellten.

Ein solcher Fall ist Gegenstand dieses Buches. Die Ereignisse selbst, Schauplätze, Daten und viele der Personen sind historisch. Der Fall ist leider nicht der Einzige. Aber zwei Dokumente vor allem waren es, die gerade auf ihn und auf diese Stadt hinwiesen. Das erste war ein *›Verzeichnis der Hexenleut, so mit dem Schwert gerichtet und hernacher verbrannt worden‹*, das offenbar als private Aufzeichnung *»in einem Taschenbüchlein«* die Jahrhunderte überdauert hat. Es packt durch seine Lebensnähe, wie ein Blick mitten in den Alltag der gängstigten Stadt. In der *›Chronik des Malefizschreibers‹* ist es fast vollständig wiedergegeben. Das zweite Dokument könnte sehr wohl mit den Ereignissen gerade in



dieser Stadt zusammenhängen und man hat das lange Zeit geglaubt. Heute weiß man es anders. Aber das ist nicht wichtig bei der Bedeutung dieses Werks für die ganze Frage. Es ist die berühmte ›*Cautio criminalis*‹ des Jesuitenpaters Friedrich von Spee, die er gerade in jenen Jahren gegen die Hexenprozesse schrieb. Er beruft sich darin auf eigene Erfahrungen als Hexenbeichtiger. Das gibt seinem Buch die unmittelbare Überzeugungskraft. Es wurde eines der bahnbrechenden Werke gegen den Hexenwahn. Die Abschnitte ›*Aus dem Gewissensbuch des Paters Friedrich*‹ sind wörtlich daraus entnommen. Spee selbst wurde als »Pater Friedrich« eine Hauptgestalt des Buches. Seine – erdachten – Briefe an den väterlichen Freund sind aus Wortlaut und Gedanken der ›*Cautio*‹ entwickelt. Sie zeigen seinen Weg vom gläubig gehorsamen Priester zum Kämpfer gegen Wahn und Unrecht. Diese Wandlung muss sich einmal in ihm vollzogen haben und sie könnte so gewesen sein, wie sie hier geschildert wird.

Der Name der Stadt wird absichtlich nicht genannt, denn er ist unwichtig. Es kam nicht darauf an, eine Kuriosität aus der Ortsgeschichte möglichst aktengetreu zu schildern, sondern das zeitlos Gültige, das bis in unsere Gegenwart hinein Wiederholbare der Ereignisse hervorzuheben.

Denn die letzte Hexe Europas wurde erst 1782 in Glarus gerichtlich verurteilt und enthauptet. Noch vor einem Menschenalter hat man mitten unter uns Tausende von Männern, Frauen und Kindern einem anderen Massenwahn geopfert. Hat sich wirklich so viel geändert in dreihundert Jahren? Die

Notwendigkeit zu offenem Bekenntnis und mutigem Kampf gegen Unmenschlichkeit ist immer noch die gleiche.

Ingeborg Engelhardt

# Der Erlass

## 1

In einer der armseligen Hütten der nördlichen Vorstadt, die mit ihren Höfen und Ziegenställen bis an den Rand der Weinberge hinaufkletterten, schrie in der Nacht ein Kind auf und fing an jämmerlich und anhaltend zu weinen. Die Mutter stand, als das Zerren am Wiegenband nichts half, endlich auf um den kleinen Schreihals unter sanftem Schütteln und Liedchensummen in der Stube herumzutragen, wie es von alters her bewährt ist bei solchen Anfällen von nächtlichem Aufschrecken, Zahn- oder Bauchweh. Der Rücken schmerzte der jungen Frau von der schweren Arbeit in den Weinbergen, die Kälte der Mainacht durchschauerte die bloßen Füße auf dem Lehmestrich und den Körper im groben Hemd. Aber ihr blieb nichts anderes übrig, sollte nicht das ganze Haus und die Nachbarschaft aus dem Schlaf geschrien werden. So schlich sie weiter auf und ab mit ihrem Eiapopeia.

Nach einer Weile wunderte sie sich, wie hell es von draußen hereinschimmerte durch die fadenscheinige Leinwand, die vor dem Fenster hing. Sie hob das Tuch beiseite und schrak zurück vor der leuchtenden Pracht, die draußen über Hügel, Stadt und Strom ausgebreitet war. Hellgrün strahlte der Himmel mit dem grellweißen Mond hoch oben darin, der noch nicht ganz voll war, ein schiefes, böses Gesicht, je-

doch so hell, dass die Weinstöcke lange, schwarze Schatten über den Boden warfen. Der aber und auch die krausen Reben an ihren Pfählen glänzten silbern wie verzaubert. Ja, verzaubert und verhext musste die ganze Welt sein zu dieser Nachtstunde. Es tat nicht gut, aus dem Fenster zu sehen.

Die Frau schob das Tuch rasch wieder vor, schauerte zusammen, legte das Kind, das eingeschlafen war, in die Wiege zurück und schlüpfte ins Bett, sich zu wärmen und den Kopf tief unter das Federbett zu stecken.

Ein paar Stunden später wurde es Tag, ein leuchtend klarer Maimorgen, nur kälter als sonst um diese Jahreszeit. Als die Frau die Haustür öffnete, schrie sie laut auf. Der gleiche Schrei ertönte um dieselbe Zeit vor vielen Hütten dort oben am Rand der Weinberge, bald auch auf den Gassen und aus den Fenstern der Stadt. Jeder, der einen Blick auf die Weinberge tat, die rings im Kranz die Stadt umgaben, stieß ihn aus oder sprach ein Stoßgebet. Wo gestern noch junges Rebengrün geleuchtet hatte, hing das Laub schwarz wie versengt von den Ranken, vernichtet von einem Nachtfrost, wie er sich so spät im Jahr seit Menschengedenken nicht begeben hatte: an einem 27. Mai. Auch das Korn, das schon in Blüte gestanden hatte, war erfroren und eine Missernte gewiss, noch schlimmer als in den letzten beiden Sommern. Wer hatte das verschuldet? Wie hatten die Unholden und Hexen so viel Macht gewinnen können? Warum hinderte sie niemand? Wo blieb des Bischofs geistliche und weltliche Macht?

Indessen war Bischof Philipp Adolf durchaus

nicht müßig gewesen in dieser wichtigen Frage. Schon früh hatte er die Zeichen richtig erkannt und seit seiner Inthronisierung vor vier Jahren schon manchen Scheiterhaufen in Brand gesetzt. Ständig lagen ein paar der Hexerei verdächtige Personen im Gefängnis. Denn Fürstliche Gnaden hegten gegen das Gelichter eine alte, wohl begründete Feindschaft, deren Ursache nur er selbst kannte. Er hasste Hexen geradezu, aus dem gleichen Grund, aus dem manche Menschen noch im reifen Alter ein Schreckbild ihrer Jugend, einen bösen Lehrer oder eine Stiefmutter verabscheuen, ohne Vernunft, aber desto unversöhnlicher. Angesichts des allgemeinen Elends aber sah er ein, dass die lässliche Betätigung seines Hasses nicht genügte. Die Sache musste anders, viel schärfer und planvoller angefasst, ein regelrechter Krieg gegen das Höllengesindel entfesselt werden, das ja selbst in einer teuflischen Verschwörung verbunden war gegen Wohlstand und Gedeihen dieses Landes, ja, gegen die ganze Christenheit, wenn man gewissen Aussagen glauben durfte.

Zu einem solchen Krieg war der Bischof nunmehr auch fest entschlossen und beauftragte seinen Kanzler, den hervorragenden Juristen Doktor Johannes Brandt – er hieß wirklich so! – einen Erlass auszuarbeiten, in dem Seiner Fürstlichen Gnaden unumstößlicher Wille, das Laster aller Laster gründlich auszurotten, allen Richtern und Amtsleuten kundgetan werden sollte. Zugleich sollte darin noch eine andere Maßnahme dargelegt werden, die dem weltlichen Nutzen des Stifts diene, die der Kanzler aber als heikel und schwer durchzuführen ansah. Er war indes-

sen ein treuer Diener seines Herrn und versuchte das Unmögliche. Am Nachmittag des 10. Juni, während nach einem kurzen Ausbruch sommerlicher Hitze ein schweres Gewitter heraufzog, ließ er sich zur Burg hinauffahren um den Erlass zur Unterschrift vorzulegen.

Um die gleiche Stunde wurden dem Bischof zwei Besuche gemeldet, ein bestellter, längst mit Ungeduld erwarteter und ein unerwarteter, unerwünschter. Der erwartete war ein gewisser Pater Friedrich, der dem Bischof auf sein Ersuchen von weit her geschickt worden war um an der künftigen Unzahl von armen Sündern das Amt des Beichtigers zu versehen. Der örtlichen Geistlichkeit konnte diese zusätzliche Arbeit nicht zugemutet werden. Auch schien es angebracht, eine so heikle Aufgabe eher einem Priester anzuvertrauen, der fremd im Ort und nicht in Parteilichkeit befangen war. Pater Friedrich war als eine in jeder Hinsicht geeignete Persönlichkeit empfohlen worden, eine junge Leuchte seines Ordens, in der Seelsorge wie in missionarischer Beredsamkeit wohl bewährt, dazu außergewöhnlich klug. Er war, obwohl man ihn schon seit Wochen erwartete, erst am heutigen Mittag in der Stadt eingetroffen und sogleich auf die Burg befohlen worden.

Mit ihm zugleich meldete der Diener den anderen Besuch, den unerwarteten, unerwünschten: eine Frau. Sie hatte offenbar unter dem Schutz des Paters sich Einlass zu verschaffen gewusst und verlangte dringend vorgelassen zu werden. Der Bischof runzelte die Stirn und setzte zu einer zornigen Zurechtweisung an. Hatte er nicht erst neuerdings streng ver-

boten Bittsteller und ganz besonders Bittstellerinnen zu ihm zu lassen, außer wenn sie durch vertrauenswürdige Personen empfohlen waren? Er wusste wohl warum! Aber der Diener, sein alter Mathias, blinzelte schlau und flüsterte: »Es ist die Reutterin, die Frau vom Doktor, Ihr wisst schon!«

Der Bischof schloss den schon geöffneten Mund, die zornige Zurechtweisung unterblieb. Selbst der Diener Mathias, der seinen Herrn von Kind auf kannte wie kein anderer, fand, dass Seine Fürstliche Gnaden in diesem Augenblick fast töricht aussahen, so sehr verschlug Ihnen das Staunen Worte und Gedanken. Dann, schnell gefasst, befahl der Bischof: »Sie mag warten. Zuerst den Pater!«

Der trat ein, noch jung, hoch gewachsen, mit durchdringenden dunklen Augen. Diese Augen, obgleich sie nichts anderes ausdrückten als ehrerbietige Aufmerksamkeit, wie es sich gehörte, waren dem Bischof unbehaglich. Ja, sie nahmen ihn gegen den Pater ein und er rügte ihn erst einmal wegen seiner verspäteten Ankunft und dann wegen der Unverfrorenheit bei seiner ersten Audienz eine fremde Frauensperson mit einzuschmuggeln. Was er sich nur dabei gedacht habe? Es beständen strenge Vorschriften, die er sich gefälligst zu Eigen machen möge.

Pater Friedrich rechtfertigte sich in bescheidenem Ton. Seine Reise durch das von Kriegsvölkern durchstreifte Land sei außergewöhnlich gefahrvoll gewesen. Er habe manchen Umweg machen müssen. Auch sei der Mitbruder, der ihn begleitet habe, unterwegs an der Pest erkrankt, so dass er ihn tagelang habe pflegen, zuletzt aber doch begraben müssen.

Was die Frau angehe, so habe er nicht geglaubt einen Verstoß zu begehen, als er sie auf ihre flehentliche Bitte mit sich in den Bischofspalast genommen hatte. In Zukunft werde er vorsichtiger sein.

Diese bescheidene Antwort stimmte den Bischof etwas gnädiger. Er fragte den Pater nach seinen Erfahrungen mit Hexen und erfuhr, dass sie gering seien. »Nun, Ihr werdet das Nötige bald lernen«, meinte er und deutete an, was nicht nur der geistliche Oberhirt, sondern auch die Justiz von einem pflichtbewussten Hexenbeichtiger erwarte.

Aber der Pater Friedrich war trotz seiner ausdrücklich gerühmten Klugheit offenbar schwer von Begriff. Seine dunklen Augen blickten zweifelnd vom Bischof zum Kanzler, als er fragte: »Ich verstehe nicht recht – was hat der Beichtiger mit der Justiz zu tun?«

Philipp Adolf, schon wieder ungeduldig, verwies ihn an den Kanzler, der ihn anhand der Prozessakten in seine Aufgabe einführen werde. Denn unverzüglich müsse mit der Arbeit begonnen werden. Auf heut in einer Woche sei der erste Hexenbrand angesetzt und die Zahl der Verhafteten wachse täglich. Der Kapuziner Petri Kettenfeier schaffe es allein nicht mehr.

Während Doktor Brandt den Pater in eine der Fensternischen führte, wo auf einem langen Tisch Akten gehäuft lagen, gab der Bischof dem Diener einen Wink, auf den der anscheinend schon gelauert hatte. Die Tür ging auf und die Frau trat ein. Sie verneigte sich tief mit rauschenden Röcken, nahe an der Tür und dann noch einmal vor dem Bischof, als sie



den gnädig dargereichten Ring küsste. Dann stand sie wieder aufrecht, eine leichte, anmutige Gestalt von unbestimmtem Alter, im schwarzen Kirchenkleid der Bürgersfrauen, mit Haube und Halskrause aus feinem Leinen – eine aus der Stadt, eine von Hunderten. Was war Besonderes an ihr, dass der Bischof sie erst nicht hatte verlassen wollen und es jetzt doch tat? Warum starrte er sie so an? Aber Seine Fürstlichen Gnaden hatten sich schon gefasst und fragten huldvoll nach dem Doktor Reutter, dem die Stadt während der Pestzeit so viel zu danken gehabt habe. »Und Sie, Reutterin, soll ihm ja brav zur Hand gegangen sein. Hat Sie denn keine Angst vor der Ansteckung gehabt? Sie hat doch Kinder im Hause, höre ich.«

»Drei Töchter, Fürstliche Gnaden«, erwiderte die Frau unbefangen. »Aber sie sind schon groß, die eine ist an einen Ratsherrn verheiratet. Ja, ich bin schon Großmutter.« Sie lachte ein wenig und fuhr fort: Angst vor Ansteckung habe sie nicht gehabt. Ihr Mann sage immer, das sei der sicherste Weg krank zu werden. Auch habe er gute Mittel dagegen gewusst. Da hörte man's wieder! Der Diener Mathias versuchte einen viel sagenden Blick mit dem Kanzler zu tauschen, aber das gelang nicht. Indessen fragte der Bischof, weiterhin äußerst gnädig, was denn die Reutterin so dringend von ihm wünsche, dass sie wider sein strenges Verbot hier eingedrungen sei. »Denn ohne Ihre und Ihres Gatten hohe Verdienste hätte ich Sie niemals vorgelassen, das weiß Sie wohl!«

Da legte sie die Hände gegeneinander und sagte hell, ganz ohne Scheu und laut genug, dass jeder im

Saal sie verstand: »Erbarmen, Fürstliche Gnaden, für die armen Hexen in dieser Stadt!«

Ein furchtbares Schweigen folgte den Worten. Die vier Männer starrten sie an, die so Ungeheuerliches gewagt hatte: lauernd der Diener, der Kanzler, der erfahrene Hexenrichter, mit drohendem Geierblick, der Bischof mit undeutbarem Ausdruck, die Hand am Kinn, und in tiefer Bestürzung der Pater. Sie aber schien das gar nicht zu merken und fuhr, da sie ohne Antwort blieb, unbekümmert fort: »Denn das sind doch gar keine Hexen. Sehen Fürstliche Gnaden sich doch die armen Weiber an, die da eingefangen werden, alt und gebrechlich die meisten, viele wohl auch dumm oder boshaft, wie das Leben nun einmal die Menschen macht. Aber Gewalt, das Böse zu tun? Keine hat mehr davon, als ihre beiden Hände reichen oder eher noch die Zunge. Wenn der Teufel sich Gefolgschaft sucht, meint Ihr nicht, er würde andere wählen als diese Armseligen?« Bischof Philipp Adolf erwiderte, diesmal ganz und gar nicht huldreich, sondern in grimmigem Ernst, wenn sie Recht habe, so würden das die Prozesse erweisen. Die brächten alles ans Licht und würden jeden der ihm gebührenden Strafe zuführen – jeden und jede. Da solle keiner hoffen davonzukommen! War sie nun gewarnt? Es schien nicht so, denn sie fing von Neuem an. Ein Fall liege ihr und ihrem Mann besonders am Herzen und sei wohl geeignet Seine Fürstliche Gnaden nicht nur zu väterlichem Erbarmen zu bewegen, sondern auch zu strenger Prüfung der vorgenommenen Verhaftungen. »Im Hexengefängnis liegt sei gestern ein Kind, ein Mägdlein von zwölf

Jahren. Es ist fremd in der Stadt, mit anderen Flüchtlingen zugewandert aus Oberfranken, aus einem Dorf, das die Kroaten zerstört haben. Die Bewohner wurden zu Tode gemartert, das Kind allein entkam und schlug sich durch zu einer Muhme, die es hier in der Stadt hat. Das dumme Weib hat es ins Unglück gebracht. Es wusste nichts Klügeres, als überall zu erzählen, das Kind sei vom Teufel besessen und Schlimmeres. Aber wer kann sich wundern, dass es sich anders beträgt als Kinder sonst, des Nachts laut schreit und sich in Winkel flüchtet! Helfen doch Fürstliche Gnaden zu verhüten . . .«

»Schweig!«, fuhr sie der Bischof grob an. »Schweige Sie und rechne Sie es sich als große Gnade an, wenn ich Ihr Gerede vergesse! Weiß Sie denn nicht, wie solche Einmischung in die Malefizgerichtsbarkeit anderswo bestraft wird?«

Sie ließ die Hände sinken, die sie bittend erhoben hatte, stand regungslos und senkte den Kopf. Dann hob sie ihn wieder und sagte leise: »So? So ist das, Fürstliche Gnaden? Ja, dann vergebt nur!« Sie verneigte sich wieder und ging.

Als sie, schon an der Tür, noch einmal das Knie beugte, rief der Bischof ihr nach: »Hör Sie! Wenn Sie deshalb gekommen ist – Sie hat nichts zu fürchten, auch nicht für die Ihren –, bei meiner Ehre!«

Da schnellte sie kerzengerade auf aus der demüti- gen Haltung. Ihre Antwort kam rasch und scharf, ein Gertenschlag: »Ergebenen Dank, Fürstliche Gnaden! Aber wir haben nichts zu fürchten.« Und war hinaus.

Der Bischof starrte so abwesend auf die Tür, die hinter der Frau ins Schloss fiel, dass er den bescheidenen Abschiedsgruß des Paters nicht bemerkte. Doktor Brandt musste sich ein paar Mal räuspern und dann noch seinen Herrn mit direkter Frage in die Gegenwart zurückrufen: »Beliebt es Fürstlichen Gnaden, wenn ich jetzt fortfahre?«

Bischof Philipp Adolf schrak auf, als hätte er geschlafen und schwer geträumt. »Wie? Ja, Doktor, fährt fort! Nein, besser noch, fangt von vorne an!«

Der Kanzler blätterte umständlich zurück und begann noch einmal mit dem Vorlesen des Erlasses, auf den er nicht wenig stolz war:

*»Nach Gottes unerforschlichem Ratschluss hat sich bei Unserer obnehin beschwerlichen und gefahrvollen Regierung das Laster aller Laster, das ist die Hexerei und Teufelskunst, aus sonderlicher göttlicher Fügung ereignet. Wann Wir der göttlichen Handbietung zur gänzlichen Ausrentung des Übels nicht nachsetzen würden, hätten Wir nit allein vor Unserm Gewissen solches zu verantworten, sondern müssten auch besorgen, dass Gott der Allmächtige über das ganze Land Strafen um so viel desto mehr verhängen möchte, wie viel weniger Wir uns die Abschaffung eines so schrecklichen Übels, dessen ernstliche Leibes- und Lebensbestrafung in Heiliger, göttlicher Schrift geboten, angelegen sein ließen. Weil ja die bisher über uns ergangenen Strafen so vielfältiger Kriege, Hunger, Pestilenz und andere Unfälle so gar nichts gefruchtet, begehren Wir mit vorgenommener Inquisition dieses Lasters nichts anderes denn zuvörderst die Rettung der Ehre Gottes, sodann der armen, jämmerlich verführten Unmenschen Seelenheil und Seligkeit,*